

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

3.5.1931 (No. 18)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 18



3. Mai 1931

Alfred Fischer / Der Einfluß der Technik auf die Baugestaltung  
mit einer Untersuchung über Soziologie und Ausdrucksform der Baukunst.

Bei Betrachtung historischer Stile sind dem Fachmann die wichtigsten Einflüsse technischer und konstruktiver Art wohl bekannt. Wir wissen jedoch heute, bei Beurteilung der Gegenwart, daß eine ganze Reihe anderer Komponenten für das äußere Gesicht unserer Baukunst mit verantwortlich sind, Einflüsse, die wohl auch in früheren Perioden vorhanden waren, deren Wirksamkeit wir aber nicht mehr feststellen können.

Ich denke zunächst an den Städtebau und die soziologische Struktur der Staats- und Wirtschaftsformen. Ferner in geringem Maße an geographische oder morphologische Bedingungen, an Einflüsse des Verkehrswezens — auch in vorteknischen Zeitaltern — Schifffahrt, Handelswege usw. Die allgemeine Wirksamkeit unserer Zeit hat einschichtige Menschen veranlaßt, zu untersuchen, inwiefern heute die vielfach gelösten Verbindungen und Verknüpfungen der ganzen Erscheinungswelt wieder zusammengebunden werden könnten. Das 19. Jahrhundert mit Einschluß des ersten Jahrzehnts von unserem Jahrhundert haben infolge der Beschleunigung der allgemeinen Entwicklung Axioeme aufgestellt, deren Befolgung zu den Bedenkllichkeiten unserer Jetztzeit zwangsläufig führen mußten. Wir kannten das geflügelte Wort: *L'art pour l'art*, die Technik war sich auch fast Selbstzweck geworden. Die Soziologie steckt noch in den Anfängen ihrer fast wissenschaftlichen Isolierung. Die Auffassung aber des Lebens als einer Gesamtheit aller irdischen Erscheinungen haben wir verloren und müssen sie wiederfinden, soll nicht durch unverständenes und unausgeglichenes Nebeneinander der verschiedensten Erscheinungsformen eine Kunst geschaffen werden, die zu den größten Besorgnissen Anlaß gibt. Kunst ist und darf kein Selbstzweck sein. Sie muß eingegliedert werden in die Selbstverständlichkeit der Lebensvorgänge. Die staatliche Kunstpflege öffentlicher Museen und der Versuch eines Bildungseinflusses vergangener Kunstwerke auf die Allgemeinheit sind so lange zur Unfähigkeit verdammt, als alle Dinge des täglichen Lebens — praktischer und schmückender Art — in ihrer äußeren (geschmacklichen) Form so unzulänglich, wenn nicht schlecht sind, wie jetzt. Wo soll auch der Allgemeinmensch das Kriterium der Güte hernehmen, wenn er, in der absoluten Unzulänglichkeit der täglichen Umgebung, vor Meisterwerke einer an sich harmonischen und geschlossenen Periode gestellt wird. Es muß sich hier entweder Verständnislosigkeit herausbilden oder eine Kluft zwischen dem wirklichen Leben und der abgeforderten Vergangenheit, oder aber jener Dilettantismus, sogen. Volkssanktifikationsarbeit, der mehr schadet als nützt. Ich habe in einem Aufsatz: „Albrecht Dürer und die lebende Kunst“ darauf hingewiesen, daß wir uns, meinem Empfinden nach, an der Wende zweier entwicklungs-geschichtlicher Epochen befinden, an einer Wende, wie sie zur Zeit Albrecht Dürers, Mittelalter und Renaissance darstellten. Die Weiterentwicklung der allerjüngsten Zeit hat dieser Auffassung wohl neue Nahrung gegeben. Die ganze Unsicherheit in wirtschaftlicher, staatlicher, kultureller und politischer Hinsicht, das

immer wieder unsichere Rücktaften nach festgefügtten aber vergangenen Zeiten lassen darauf schließen, daß eine alte Form im Absterben und eine neue im Werden ist.

Es ist nun Sache weltanschaulicher Einstellung oder Ueberzeugung, an letzte Defizienz zu glauben, oder an eine Neugeburt. Indessen gehen jeder Neugestaltung Zertrümmerungen alter Formen voraus, und gerade die Entwicklungszeiten der mitteleuropäischen Rassen lassen nicht darauf schließen, daß unsere Kulturperiode schon abgelaufen sei. Vielmehr möchte man, gerade bei dem jungen Alter der deutschen Geschichte, an eine Neubelebung glauben.

In Uebergangszeiten spielen nun ästhetische Werte eine geringe Rolle. Form- und gesichtsgebend werden hier die fundamentalen Kräfte sein, welche, aus den harten Notwendigkeiten ihrer Zeit heraus geboren, die Merkmale der Gestaltung bilden.

Es liegt nun nahe, an Hand einer einzelnen Zeiterschelnung zu versuchen, den Weg der kommenden Entwicklung zu erkennen. Hierzu möge in unserem vorliegenden Falle die Baukunst oder das Bauwesen dienen.

Es ist kein Zufall, daß in den modernen Architekturzeitschriften das Wort Baukunst immer seltener wird. Wir lesen von Bautechnik, Bauwirtschaft und Baugestaltung. Diese drei Begriffe werden sich wohl in einer späteren Zeit wieder zu dem Sammelbegriff der Baukunst zusammenfinden, wenn überhaupt das Wort Kunst wieder seine frühere Bedeutung erhalten soll und nicht in irgend einer Weise in den Kultur Ausdruck des gesamten Lebens sich einfügen wird. Das 19. Jahrhundert stand im Zeichen der Technik. Seit der Gründung der école polytechnique durch Napoleon, als Folgeerscheinung der französischen Revolution und seit der Erfindung aller Arten der Eisengewinnung und Eisenverarbeitung hat in Mitteleuropa eine Periode technischer Industrialisierung eingeleitet. Wie sehr die Industrialisierung unsere gesamte soziologische Struktur, damit das Staats- und Kulturleben beeinflusst hat, lernen wir erst ganz allmählich erkennen. Die Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich so plötzlich nach dem Kriege gezeigt hat, ist lange Jahrzehnte zuvor vorbereitet. Nur das feste Gefüge einer vorhergegangenen Kulturperiode (17. und 18. Jahrhundert) mit ihren Ausstrahlungen konnte die Erkenntnis der neuen Zeit verhindern. Das 19. Jahrhundert, als Zeitalter unserer industriellen und privatkapitalistischen Entwicklung, wuchs im Rahmen des sogenannten Liberalismus, einer Gesellschafts- und Wirtschaftsform, die dem Einzelnen seine freie Entwicklung nach jeder Seite hin erlaubte. Diese Entwicklung war möglich, so lange der zur Verfügung stehende Lebensraum in ausreichendem Maße vorhanden war. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte aber nahezu eine Verdoppelung der deutschen Bevölkerung, eben hervorgerufen durch jene Technisierung. Mit einem Male wurde die Gefahr einer Verdrängung des Lebensraumes bis zur gegenseitigen Reibung größer und größer,

und heute stehen wir vor dem schwierigen Problem, die stark angewachsenen Mengen der deutschen Menschen in ihren nacktesten Lebensbedürfnissen zu erhalten. Vom Individualismus müssen starke Kollektivbindungen verlangt werden. Gemeinsame Rücksichten erfordern eine andere Lebenseinstellung als zuvor. Hand in Hand hiermit geht eine strukturelle Umwandlung des geistigen Volksbewußtseins. Das Zeitalter des Liberalismus konnte auch hier auf die Dauer nicht befriedigen, da jeder größer werdenden Volksgemeinschaft soll sie nicht auseinander fallen, gewisse Gemeinsamkeiten eigen sein müssen.

Vielleicht erlebt Mitteleuropa in absehbarer oder fernerer Zeit jenen Ausgleich zwischen östlicher und westlicher Wirtschafts- und Geistesgestaltung, der in irgend einer Form einmal kommen muß.

Daß hierbei die Technik im weitesten Sinne des Wortes eine bestimmende Rolle spielt, ist erkennbar, wobei Ueber- oder Unterschätzung allerdings zu Fehlschlüssen führen kann.

Sinnfällig für technische Gestaltung als Zeitausdruck ist das Bauwesen, dessen wichtigste Aufgabe heute der Wohnungsbau ist. Dieser aber ist in seiner jetzigen Auswirkung nicht zu denken ohne Aufrollung der städtebaulichen und Siedlungsfrage. Weiterhin spielen, wie erwähnt, soziologische und finanztechnische Rücksichten eine große Rolle, ungeachtet der hygienischen Seite, die für die Volksgesundheit nicht außer Acht bleiben darf.

Während früher Wohnbedürfnis und Entwurfsbearbeitung an erster Stelle standen, danach die aufzuwendenden Mittel festgelegt wurden, ist heute die Leistungsfähigkeit des Mieters die Grundlage, von der auszugehen ist. Wir können für ganze Bevölkerungsschichten eine Höchstgrenze für die aufzubringende Miete festlegen, als Anteil an dem gesamten Lohn- und Gehaltseinkommen des einzelnen Mieters. Nach dieser festgestellten Miethöhe (pro Monatseinheit) errechnet sich der gesamte Zinsen- und Kapitaldienst für das Haus und damit die Aufwendungen, die für den eigentlichen Bau gemacht werden dürfen. Innerhalb dieses Kostenaufwandes ist nun unter Berücksichtigung aller Faktoren das Optimum an technischer Gestaltung festzulegen. Die Kapitalverhältnisse der Nachkriegszeit bringen es mit sich, daß die Privatwirtschaft aus eigener Kraft überhaupt nicht mehr in der Lage ist, der Nachfrage nach Wohnungen zu genügen. Nicht nur in Deutschland, auch in anderen Ländern ist eine Unterstützung des Wohnungsbauwesens durch die öffentliche Hand notwendig und üblich geworden. Ob und wann diese öffentliche Beihilfe abgebaut werden kann, ist unter den Experten eine sehr strittige Frage. Sicher erscheint, daß die Bereitstellung ausreichenden Wohnraumes heute schon keine rein privatkapitalistische Produktion mehr sein kann, da der Besitz einer Wohnung für den Menschen zum fundamentalsten Lebensbedürfnis geworden ist. Es ist, um nur ein Beispiel zu erwähnen, ein sozialer Widerspruch, wenn heute kinderreiche Familien kleine, damit billige Wohnungen beziehen müssen, während die kinderlose Familie die große Wohnung ermieta kann. Solche Notwendigkeiten bedingen nun zunächst eine zwangsweise Herabdrückung der Baukosten auf ein erträgliches Minimum. Da von einer behördlichen Regelung der Geldwirtschaft, damit der Zinsenkung kein positiver Erfolg zu erwarten ist, wird sich diese Niedrighaltung der Baukosten zunächst in der Hauptsache in der Größe und Bautechnik der Wohnung auswirken. Es entstand hier in der Folge der Begriff der Minimalwohnung. Mit einer Verkleinerung aber der vorhandenen Wohngrundrisse allein war in keiner Weise geholfen. Es mußte versucht werden, die Wohnform zu finden, welche den allgemein veränderten Verhältnissen in der Struktur des gesellschaftlichen Lebens entspricht. Das gesellschaftliche Leben hat selbst eine starke Umprägung erfahren, 1. durch die Wirtschaftslage des Einzelnen; 2. durch die grundlegende Aenderung des sogenannten repräsentativen Lebens; 3. durch die erhöhte Bedeutung, welche hygienischen und gesundheitlichen Notwendigkeiten erfreulicherweise eingeräumt werden.

Die Wohnung als solche hat einen andern Inhalt und andere Funktionen bekommen, sie ist die Regenerationszelle des beruflichen Lebens geworden. In ihr soll dem Menschen all das geboten werden, was er zur Erhaltung der körperlichen und geistigen Kraft außerhalb seines Berufslebens notwendig hat. Der repräsentative Anteil ist für den überwiegend großen Teil der Bevölkerung völlig in den Hintergrund getreten. Eine zweite Ueberlegung bei der Wohnungsgestaltung bildet ihre wirtschaftliche Betriebsführung, d. h. alle Räume sind in ihrer Lage zueinander so anzuordnen, daß ein Minimum an Arbeits- und Zeitaufwand für ihre Bewirtschaftung erreicht wird. Des weiteren soll die schon vorerwähnte hygienische Seite eine gestaltende Rolle mitspielen. Die neueren Bauverordnungen verbieten jetzt schon reine Nordzimmer. Es sollten zunächst alle Schlafzimmer nach Osten oder Südosten gelegt werden, damit die erste Morgen Sonne das Zimmer trifft, während es am späten Nachmittag auskühlen kann. Wohnzimmer dagegen können mit gutem Grund nach Westen gelegt werden, um dem von der Berufsstelle Zurückkommenden noch die Vorteile der Abendsonne zukommen zu lassen. Es ist aus diesen dispositionellen Andeutungen ersichtlich, daß es für den heutigen Architekten im eigentlichen Sinne keine Vorder- und Rückfassade mehr gibt, daß man im Gegenteil die wertvollen Räume von der Straße weglegt, aber nicht wie im früheren städtischen Miethaus an einen engen Hof, sondern nach einer irgendwie gestalteten Freifläche. Man greift hier wieder in das städtebauliche und siedlungs-technische Prinzip ein.

Das Streben nach Verbilligung bringt es mit sich, daß man versucht, auf dem Wege der Rationalisierung und Serienherstellung von Häusern die Einzelkosten zu verringern. Sache des Städtebauers wird es sein, solche Siedlungen als geräusch- und staubfreie Inseln anzulegen, d. h. die Verkehrswege am Rande des ganzen Blockes entlang zu führen, während die Innenfläche nur für Wohnwege zugänglich gemacht wird. Es sollen nicht nur lärm- und staubfreie Wohnfronten entstehen, sondern auch genügend Freiflächen für Erholungs- und Erziehungsaufenthalt für Erwachsene und Kinder. Das letzte erstrebenswerte Ziel wäre, in solche Siedlungen die ganzen Bedürfnisse des Lebens einzuschließen, Kaufgelegenheit, Kindergärten, Schule, Sportplätze. Hierdurch würde es ermöglicht, daß ein Teil der dort wohnenden Bevölkerung nicht gezwungen wäre, täglich auf weiten Wegen die innere Stadt aufzusuchen.

Die Grundrisgestaltung der einzelnen Wohnung wurde schon gestreift. Der nebeneinander liegende Leerlauf verschiedener Zimmer wird zusammengefaßt werden können. Manche Bedürfnisse müssen dabei allerdings eingeschränkt werden, meistens ohne Schaden für die Benutzer. Die einzelnen Räume können in ihrem Ausmaß wesentlich kleiner gehalten werden, als wir dies bisher gewohnt waren, wenn ihre innere Einteilung zweckmäßig ist und den unbedingten Bedürfnissen entspricht. Die Anordnung von Türen, Fenstern und Heizungsanlagen usw. spielen hierbei eine große Rolle. Eine Verringerung der Raumgröße bringt — ein scheinbares Paradoxon — eine Vergrößerung der Fensterfläche mit sich, denn bei dem geringeren Luftinhalt des Raumes muß für eine raschere Lufterneuerung gesorgt werden, auch wird die vergrößerte Fensterfläche für eine bessere Lichtdurchflutung des stärker beanspruchten Raumes sorgen und dafür eine bessere Keimfreiheit der Wände sichern.

Daß unter den geschänderten Umständen zur möglichen Herabdrückung der Baukosten von allen verteuernenden Zutaten und schmückenden Neuzierlichkeiten in der jetzigen Bauweise abgesehen werden muß, versteht sich wohl von selbst. Auch diese Wirtschaftsnotwendigkeit hat durch ihre reinigende Maßnahme unbedingt verbessernd gewirkt.

Es liegt auf der Hand, daß die erwähnten Maßnahmen beim neuen Bauen äußerlich formbildend in hohem Maße wirken. Sind bis jetzt die allgemein wirtschaftstechnischen oder soziologischen Einflüsse dargelegt worden, so sollen nun die rein bautechnischen und konstruktiven Momente, soweit sie eine gewisse Umwälzung hervorgerufen haben, Erwähnung finden. Bis in die Zeit vor dem Kriege war der Wohnungsbau im allgemeinen beherrscht von irgend welcher Bindung an historische Formen und Techniken. Die überlieferten Baustoffe Stein und Holz waren seit Jahrhunderten erprobte Formelemente gewesen. Das Eisen war hinzugekommen, hatte aber in die Architektur, soweit sie vom Neutypiker als künstlerisch angesehen wurde, nach außen hin noch wenig Eingang gefunden. Die großen Ausstellungs- und Bahnhofsgebäude, welche um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden waren, galten als reine ingenieurtechnische Werke. Trotzdem ist der Einfluß dieser Bauweisen gerade in der jüngsten Zeit besonders zu erkennen. Zum Eisen kam der Zement und damit die Eisenbetonkonstruktion.

Die Notwendigkeit nach bautechnischer Verbilligung, Vereinfachung, Normierung zwang auch dem Wohnungsbau die Erprobung rein technischer Bauweisen auf. Mit einemmal erkannte man in der Einfachheit und zweckmäßigen Linienführung dieser Techniken ihre äußere Schönheit, sie wurden damit zum formenden Gestaltungsmoment. Die neuen Konstruktionsprinzipien des Eisens und Eisenbetons erlaubten eine viel leichtere und weniger fest gegründete Bauweise. Das Prinzip wurde freier und schwebender und das sogenannte statische Gefühl veränderte sich trotz Jahrhunderte alter traditioneller Bindungen entsprechend der neuen Technik. Ausfragungen von Betonplatten als Balkone, Terrassen, Ueberbrückungen, die früher dem Auge als unmöglich erschienen wären, werden heute als selbstverständlich betrachtet. Eine Fülle neuer Baustoffe kam auf den Markt. Sie (die Baustoffe) wurden in Verbindung mit jenen Eisen- und Zementkonstruktionen — der erleichterten Bauweise entsprechend — als wandbildende Elemente verwendet. Hand in Hand mit der praktischen Erprobung technischer Einzelheiten geht heute die experimentelle und wissenschaftliche Erforschung aller Baustoffe auf ihre statische, wärmehaltende und wirtschaftliche Eignung. Es müssen sämtliche Aufbauelemente auf ihre äußerste und rationellste Ausnutzung geprüft werden.

Rein bautechnisch bedeuten diese neuen Konstruktionen eine Verringerung der Mauerstärke auf ein Maß, das früher als unmöglich gegolten hätte. Die Stahl- und Zementkonstruktionen erlauben eine Trennung zwischen tragenden Elementen und abschließenden oder füllenden Wandteilen. Wir können heute unbedenklich Häuser mit Außenwänden von 15—20 cm konstruieren, die der Wärmesicherung einer früheren Steinwand von 50—60 cm entsprechen. Dabei sind diese Konstruktionen nicht nur leichter und wirtschaftlicher, sie verringern auch die eigentliche Bauzeit um wesentliche Zeitabschnitte und tragen so durch starke Reduzierung der Arbeitslöhne zur Verbilligung der Baukosten bei. Ein zweites Vorteil besteht darin, daß die neuen Konstruktionen den Aufbau mit fast trockenen Elementen erlauben. Die Isolierbaustoffe sind in der Regel großformatig und bringen damit — auch mit ihrer geringen Tiefe — sehr viel weniger Feuchtigkeit in den Bau, als die kleinformatigen und mit feuchtem Mörtel vermauerten Ziegel

oder Natursteine. Diese Trockenbauweisen erlauben ihrerseits wieder einen wesentlich früheren Bezug des Hauses und somit eine raschere Verzinsung und Rentabilität.

Vielfach werden in neuen Siedlungen Zentralanlagen geschaffen für Lieferung von Wärme, Warmwasser, zur Aufnahme von zentralen Waschanstalten und evtl. Badegelegenheiten. Auf diese Weise werden auch für kleinere und billige Wohnungen Möglichkeiten geschaffen, die Ergebnisse der modernen sanitären Technik auszunützen zugunsten der wirtschaftlichen Erleichterung der heute meist berufstätigen Frau und zugunsten einer allgemeinen Lebenshygiene. Diese neuen Prinzipien in Technik und Konstruktion wirken sich naturgemäß schon rein äußerlich in der Gestaltung der Wohnungsbauten aus.

Die formale Vereinfachung unter Verzicht auf unkonstruktive schmückende Zutaten schafft große, ruhige, meist glatte Flächen, die nur durch die oft großformatigen und aus der inneren Raumhöhe entwickelten, quergelegten Fenster unterbrochen werden. Die Leihungen der Fenster, welche früher bei ihrer oft großen Tiefe ein starkes plastisches Moment der Hausfront bildeten, verschwinden fast ganz und geben damit der äußeren Erscheinung etwas Leichtes, Flächiges.

Die siedlungsmäßige Herstellung von Bauten, wenn möglich nach einem Serienprinzip, schafft große zusammenhängende Blöcke oder Zeilen, die ihrerseits wieder einen allgemeinen großräumigen und beherrschend ruhigen Gesamteindruck machen. Die leichtere Gestaltung des Einzelhauses, wie der Gesamtreihe, zeigt sich auch vielfach in der Ausgestaltung der Hauptgesimse und der darüber liegenden Dächer. Flachdachbauten sind heute ebenbürtig neben das alte Steildach getreten und geben vielfach die Möglichkeit bei beschränkten Grundstücksverhältnissen zur Ausnützung als Freiluftplätze oder Dachgartenanlagen. Weniger eindeutig werden sich

die neuen Baumethoden bei Bauten ausdrücken, die in Baukörpern älterer Stadteile entstehen. Es wird hier die Mannigfaltigkeit der näheren und weiteren Umgebung den Eindruck beeinflussen. Vielfach sieht man aber auch in solchen Fällen bei Neubauten das technische Konstruktionsprinzip in der Konsequenz der neuen Gestaltung durchgeführt und zu einer formalen Einheit ausgebildet, so daß solche Neubauten oft den ruhenden Punkt in der Unruhe mißlungener Stilexperimente früherer Jahrzehnte bilden.

Es ist wohl kein Zufall, daß in der Jetztzeit der Wohnungsbau als stilbildend in der Entwicklung der Architektur vorangeht. Er drückt am sinnfälligsten Schwierigkeiten und Erfordernisse der wirtschaftlichen Struktur aus und die damit äußere Haltung seiner Zeit.

Es wäre noch hinzuweisen auf die Bauten von Industrie und Wirtschaft, die heute als Großbauten vielfach die monumentale Repräsentation früherer Prunkbauten abgelöst haben. Da auch ihre Konstruktion und Technik den Bindungen der Wirtschaftlichkeit unterworfen sind und die Funktion ihrer Stellung als Bauten der Arbeit widerpiegeln sollen, werden die gleichen technischen Prinzipien wie im Wohnungsbau maßgebend sein.

In allen irdischen Dingen ist der Mensch der Maßstab. Wir haben uns heute mit Recht daran gewöhnt, einen wohlburchtrainierten menschlichen Körper in seiner nur den knappsten Bedürfnissen entsprechenden Sportbekleidung als schön und ästhetisch zu empfinden.

Man spricht sogar davon, daß diese sportliche Kultur in ihrer äußerlichen Ehrlichkeit den menschlichen Körper vervollkommenet habe.

Hoffen wir, daß die auf dem neuen Konstruktionsprinzip aufbauende Ehrlichkeit unseres Bauwesens ebenfalls zu einer neuen Schönheit führen möge.

## K. Preisendanz / Eine arabische Handschrift der Reichenau.

Arabische Handschriften treten in unsern Bibliotheken verhältnismäßig selten auf, und dann nur mehr als einzelne Exemplare. Weniger in ganzen Sammlungen. Ein Befug von 77) arabischen Manuskriptbänden, wie ihn die Preussische Staatsbibliothek Berlin verzeichnen kann, steht einzig da. Wenn z. B. die Universitätsbibliothek Tübingen mit 247 Nummern an sechster Stelle in Deutschland steht, so bedeutet das noch viel. An den Fingern läßt sich der arabische Bestand der Landesbibliothek Karlsruhe abzählen: sie besitzt nur sieben arabische Papierhandschriften und ein Amulet in Form einer beschriebenen Waffens Klinge. Um eine weitere Nummer ist sie gekommen, die ihr durch die Säkularisation zu Anfang des letzten Jahrhunderts aus der Reichenauer Bibliothek hätte zugehen sollen. Denn in dem Handschriftenverzeichnis, das Fürstbischof von St. Blasien, Martin Gerbert, um 1760 für die Reichenau ausarbeitete, führt er auch ein „kleines türkisch-arabisches Buch“ an, das 1688 von einem Soldaten auf die Insel gebracht worden sei. Doch unter den Handschriften, die später nach Karlsruhe in die Hofbibliothek übergeführt wurden, befand sich diese arabische Nummer nicht mehr.

Aber verloren war sie nicht; vielmehr hätte man sie damals mit Erfolg in der Bibliothek des Freiherrn Josef von Lashberg in Meersburg suchen können. Wir kennen sie heute als Eigentum des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen! Als viertes Stück seiner Handschriftensammlung wird ein arabisches Papiermanuskript mit der 15. und 16. Sure des Korans aus dem 17. Jahrhundert angeführt, ein dünnes Büchlein in Briefstaschenform und hübsches Beispiel türkischer Buchkunst. Zwei schöne Medaillons sind auf den Deckeln des dunkelbraunen Lederbänd-

chens eingepreßt, wie die Handschriften aus türkischem Besitz oft elegant ausgestattet sind. Nach Deutschland wurde es schon 1688 verschlagen — das bezeugt eine Inschrift des hinteren Vorjahresblattes: „Anno 1688 bracht ich, Johan Martin Deringer, dergelt Feltweibel, disz Buoch von Griechisch-Weissenburg, und andere schöne Sachen mer von den Türken erbeuthet“.

Die überwiegende Zahl der arabischen und türkischen Handschriften in Deutschland und Oesterreich kam als Kriegsbeute herein — so die vielen türkischen Dokumente der Badischen Landesbibliothek. Wohin mögen die „andern schönen Sachen“ des Feldwebels gewandert sein? Seine Handschrift fand 30 Jahre später den Weg in die Reichenau; denn unter seinem eigenen Eintrag liest man die Notiz: „Ist in die Bibliothec der Reichendow verchert worden Anno 1718, 27. Sept.“

Aber auch hier war ihres Bleibens nicht. Fürstbischof Gerbert sah sie noch um 1760, dann verliert sich ihre Spur, bis sie in der Sammlung des Freiherrn J. v. Lashberg auftaucht, die nach seinem Tod 1855 in die Hofbibliothek von Donaueschingen überging. Er hatte sie als Nr. 81 seinen Manuskripten eingereiht, und sie bildete das siebente Stück seiner orientalischen Handschriften. Woher J. v. Lashberg diese anderen sechs arabischen und persischen Werke hatte, ist mir und wohl überhaupt nicht bekannt. Und auch, auf welchem Weg er zu der türkischen Kriegsbeute aus der Reichenau kam, läßt sich nicht sagen. Das Wahrscheinlichste wird sein, daß ihm die Reichenauer das Buch, mit dem sie selbst nichts anzufangen wußten, verkauft haben. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß die Handschrift erst auf Umwegen in die Hand des großen Bücherfreundes kam.

## Hans Heid / Das Bild am Rabenschrofen

Man schrieb Anno Domini 1480. Zehn Jahre waren seit dem großen Brande des Klosters Allerheiligen verfloßen. Kirche und Wohngebäude waren damals dem verheerenden Elemente zum Opfer gefallen und rauchende Trümmer bedeckten die Stätte einst blühenden Lebens. Lange Zeit sangen nur die Vögel des Waldes über den Mauerresten, und Moos und Kräuter sungen an in den Kreuzgängen und aus dem Boden der Kirche zu wachsen. Da erschienen eines Tages rüstige Männer, räumten den Schutt beiseite und sungen an, Stein auf Stein zu setzen. Langsam wuchs eine neue Kirche, neue Gebäude, bis sich Dächer darüber deckten und bald wieder das Glöcklein im Turm die wiedergekehrten Brüder zur Vesper rief. Doch die Handwerksleute verschwanden nicht. Immer noch war ein Kommen und Gehen eine Hin- und Her von Steinmehrn und Malern, von Fuhrwerken und Reitern unter den Brüdern. Drunten im Tale führte man noch den Bau zu Ende, den man damals vor 10 Jahren als Ersatz für die niedergebrannte Klosterkirche begonnen. Auch heute, an einem schönen Sommertage, war eine Schar Bauleute gekommen, von den Mönchen gastlich empfangen. Sie saßen bei einem Bespertrunk im Klosterhofe, lauter junge, frische Gesellen. Kräftige Fäuste hielten die Binnbecher, in denen goldener Klosterwein blinkte,

Da trat aus der Tür der Wohnung des Priors ein hochgewachsener Mann. Ein grünes Wams umspannte die breite Brust, dunkle Lederschuhe fielen unter der braunen Mütze tief in die Stirn und auf den Nacken. Unter stark geschwungenen Augenbrauen blickten zwei blaue Augen träumerisch in die Welt, während die kräftige Nase über den vollen Lippen dem Gesicht einen Kühnen, selbstbewußten Zug verlieh. Es war Meister Hans, der Steinmeh, der von einer Besprechung mit seinem Auftragsgeber, dem Prior Johannes, zu seinen Gesellen zurückkehrte. „Macht euch bereit“, rief er über den Hof zum Tische, „wir wollen gleich ansbrechen, daß wir beizeiten nach Bantebach kommen!“ Und indem er die Augen suchend über die Tafelrunde schweifen ließ: „Wo ist Felix?“ Die Gesellen waren sichtlich verlegen. „Euer Sohn ist vorhin weggegangen, Meister“, sagte schließlich einer der Runden, „er wollte nach der Balde“. Ein dunkles Rot stieg in die Wangen Meister Hans; er wandte sich kurz um. „Schickt ihn mir nach dem Refektorium, wenn er kommt“, rief er über die Schulter zurück und ging schweren Schrittes dem Hause zu.

Auf der Bank am großen Tisch des Refektoriums saß der Meister und stützte den Kopf in die Hand. In Sinnen versunken, sah er nicht, wie sich die Tür öffnete und ein Mönch eintrat. Eine

stet, volle Stimme ließ ihn auffahren. „So in Gedanken Meister Hertwig? Macht euch der Kirchenbau zu schaffen oder sucht ihr neue Muster für das Maßwerk?“ Lächelnd stand ein Greis in weisem Hant vor dem Angesprochenen. Aus seinem klaren Auge strahlte Kraft und Güte. Die Züge des Steinmehrs entspannten sich. „Verzeiht, hochwürdiger Herr“, erwiderte er, „daß ich müßig gehe. Wir warten auf Felix, sonst wären wir schon aufgebrochen.“ „Nun, nun“, begütigte der Prior, „so war es nicht gemeint. Daß unsere Kirche noch nicht fertig, das ist ja nicht euer Schuld. Doch wo ist Felix?“ „Herr, eben dies ist meine Sorge. Seit er vor einigen Wochen auf dem Weg zum Kloster jene Zigeunerin gesehen, die in der Höhle oben mit ihrem Stamme haust, ist er wie verwandelt. Oft treiff ich ihn, den Meißel in der Hand und vor dem Steine sitzend, wie erträumt. Er tappt, beginnt er wie toll auf den Stein zu hauen, so daß er mir schon manches Stück zerklüht. Nun drängt er mich, das Bild, das ich für das Portal aufriß, als Meisterstück in Arbeit zu bekommen. Weiß Gott, es ist noch Zeit, und ich verstehe nicht, wo das hinaus will. Seht, das macht mir Sorgen. Ist er doch mein einzig Kind!“

Das Gesicht des Priors war ernst geworden. Tröstend legt er dem bei den letzten Worten auf die Bank Gesunkenen die Hand auf die Schulter und sprach: „Es ist hart für den Vater, wenn er sieht, wie die Gedanken seines Kindes nicht seine Gedanken sind, hart wenn er das Unglück erkennt, in das der Unerfahrene blind rennt. Aber doch nicht hoffnungslos. Felix ist gut und zu sehr des Vaters Art, um nicht einsichtig zu werden. Gebt dem Jungen Arbeit, laßt ihn das Bild hauen, vielleicht, daß die Lösung dieser Aufgabe seinen Geist zurückführt aus einem Traumland in die Gesilde der Wirklichkeit.“

Zwei Jahre waren verfloßen. Im Hospiz im Lautenbach standen sich Hans Hertwig, der Steinmehrs und sein Sohn gegenüber. Das Gesicht des Meisters war noch ernster geworden. Schwermütige Falten umzogen seinen Mund und im braunen Gesichts zeigte sich manche weiße Strähne. Schwer stützte er den Körper auf die ausgestreckten Arme. „Nie werde ich dir zu diesem Vorhaben meine Einwilligung geben“, sagte er. „Was du in der Verblendung deiner Liebe nicht siehst, erkennt der Blick des Alters: Flona ist keine Frau für dich! Ich habe dir nachgegeben, sie geprüft. In ihren Adern rollt Zigeunerblut, das sich nicht paaren läßt mit dem Blute deiner Ahnen. Du bist auf heimischem Boden gewachsen, deine Kunst ist verwurzelt in ihm und gebunden durch tausend Bande an das Wesen deiner Vorfahren. Sie dagegen ist heimatlos, unbeschwert im Wollen und Tun. Ich mache ihr das nicht zum Vorwurf, es muß wohl so ihre Art sein. Du aber brauchst ein Weib, das dein Streben versteht und deine Sorgen mit dir teilen kann; ein Weib, das den dornigen Weg eines Künstlers mit dir gehen kann und leidet und entbehrt mit dir um des Zieles willen.“ „Das wird Flona“, unterbrach der Junge, indem er den Kopf in den Nacken warf und dem Vater voll ins Gesicht sah. Ein wehes Lächeln umspielte dessen Lippen: „Das kann Flona nicht, denn sie ist nicht Art von deiner Art. Ihr glaubt, euch zu lieben...“ „Wir lieben uns“, tönte hell die Stimme Felix. „Ihr glaubt es, wohl, doch wird diese Liebe der ersten Probe erliegen, die das Leben mit seiner Not euch auferlegt.“ „Nimmer werden wir des Lebens Not erliegen, nimmer unsere Liebe erlöschen! Hat Flona sich nicht kaufen lassen um meinetwillen? Hat sie nicht die Ihren verlassen und wohnt im Kloster, um mir nahe zu sein? Wie sollte ich an ihr zweifeln? Ich habe ihr Treue versprochen, ich werde ihr Treue halten! Keine Macht der Welt kann mich von ihr trennen!“ Und hinaus stürmte der Junge, und bald sah ihn der Vater vom Fenster aus eiligen Schritts den Weg zum Sohlberg emporsteigen.

Im Garten des Klosters Allerheiligen arbeitete eine Magd. Klein und beweglich von Gestalt, schien sie aus einem fernem Lande, fremd in der Umgebung hoher, düsterer Tannen. Unter dem weißen Kopftuch schien das braune Gesicht noch dunkler, die Haare noch schwarzer, und die großen Augen tiefer und feuriger. Pflöcklich hob das Mädchen den Kopf. Der schrille Schrei eines Säbers durchschnitt zweimal kurz hintereinander die Stille, die über dem Garten lag. Und im Aufblicken gewahrte es eine dunkle Gestalt hinter dem lebenden Hag, der den Garten einschloß. Ein bronzefarbener Arm winkte über den Busch. Schen um sich

blickend, suchte das Mädchen der Stelle zu. Da stand ein Mann, schwer zu schätzen im Alter. Einige Lumpen bedeckten den halbnackten Oberkörper, krauses schwarzes Gelock hing wild in die Stien und schwarze, stehende Augen starrten der Nahenden entgegen. „Was wollt ihr, Beppo?“ fragte das Mädchen. „Die Mutter schickt mich, Flona. Wir wandern. Morgen früh verlassen wir diese Gegend, in der uns nur Unheil werde. Ein letztes Mal ruft sie dich: komm mit! Wähle zwischen der Freiheit der Wälder und der Gefangenschaft in der großen Steinstadt drüben über dem Rhein.“ „Ich kann nicht Beppo“, jammerte das Mädchen, „denn ich liebe ihn!“ „So schickt die Mutter dir ihren Fluch!“ „Nein, nein — geht nicht von mir, bleibt bei mir, ich fürchte mich!“ „So komm!“ „Und Felix?“ „Wird sich trösten — was liegt an ihm! Er oder wir!“ Ein letzter Blick zurück — die Hade klirrte am Boden. Zwei kräftige Arme hoben das leichte Geschöpf über den Hag, ein Rascheln im Wald, und wieder brütete Stille über dem einsamen Garten.

Am Abend traf Felix in Allerheiligen ein. Vergeblich suchte er Flona in den Gefinderräumen. Niemand hatte sie gesehen. Vergeblich durchstreifte er den nahen Wald, rief tausend Mal in immer größer werdender Angst und Verzweiflung ihren Namen. Nur Tannen rauschten, und verschuchte Vögel raschelten im Gebüsch. Als die Sonne aufging, war er schon wieder auf den Beinen. Auf die wilden Felsen kletterte er, die die Höhle umschlossen, in der einst Flonas Stamm gehaust. Seinem Ruf ward keine Antwort. Schwarz gähnte ihm der Eingang der Höhle entgegen. Als alleiniger Laut unterbrach das Tropfen des Wassers vom Gestein die unheimliche Stille. —

Auch Felix war verschwunden. Der unglückliche Meister Hans wollte die Stätte seines Wirkens verlassen und nur ein Gerichtsentscheid, den der Propst auswirkte, konnte seine wertvolle Kraft dem Kloster erhalten. Aber der Steinmehrs hatte sein fröhliches Lachen verloren. Stundenlang sah man ihn vor dem Gnadenbild knien und der Himmelsmutter seine Sorgen anvertrauen. Ihr haute er einen herrlichen Tempel, schöner noch und kunstvoller als die Kirche, in dem er stand. Und eines Tages kniete er vor ihrem Bilde und empfing aus der Hand des alten Propstes den weißen Habit. Seine Toden, die längst grau geworden waren, fielen. Aus dem Meister Steinmehrs war ein Bruder Johannes geworden.

Das Leben ging seinen Gang. Da stürzte eines Tages ein junger Klosterbruder, der im Walde Kräuter für den Apotheker gesucht hatte, aufgeregt zum Prior. „Drüben am Rabenfelsen, hängt an einem langen Seile ein Mann! Es muß ein Wahnsinniger sein! Er bearbeitet den Felsen mit Meißel und Hammer!“ Die Brüder drängten hinaus. Ein Anblick, der das Blut erstarren ließ, bot sich ihnen. An langem, dünnen Seile hing in der Mitte der senkrechten Felswand, über dem unheimlichen Abgrund eine Gestalt. Mit Hammer und Meißel schlug sie Stücke aus dem Fels. „Man muß ihn hinaufziehen, das heißt ja Gott versuchen!“, rief der Prior. „Wer mag der Unglückliche sein?“ frugen sich die Mönche. Da erkönte ein erschütterter Schrei hinter ihrem Rücken. Sich umwendend sahen sie den alten Bruder Johannes, der, auf einen Stod gestützt, nachgehumpelt war und nun, den Mund öffnend mit einem Tone, der in die Seele schneit, rief: „Felix!“ Der Arbeitende stockte — blickte herüber, griff sich an die Stirn. Und wieder flog von des Greises Lippen der Ruf: „Felix!“ über den Abgrund. Ein Aufschrei tönte herüber: „Vater!“ und nachmals: „Vater — vergiß mir!“ Und dann: „Flona!“ Die Arme, die der Greis emporstreckte, schienen zu erstarren. Ein Aufschrei gellte wie aus einem Munde. Der Wahnsinnige hatte mit einm Hieb das Seil durchschnitten und schwer sank sein Körper in die Tiefe. Niemand merkte, daß der Greis entseelt zu Boden sank.

Hoch an der steilen Wand des Rabenfelsens steht Flonas Bild. Das lähne Zigeunerprofil unter dem Kopftuch schaut nach dem Kloster, der Stätte, wo ihr Glück und Unglück begonnen. Keiner Menschenhand erreichbar, Fels im Fels, scheint das Bild im Raum zu schweben. Und drunten im Tale belien wir im Tempel „Meister Hans“, des Steinmehrs, ein Hof für ihre arme Seele.

## Heinrich Lammlin / Erfüllung

O dunkle Nacht! so tief und unerlöslich  
wie Wünsche, die für kurze Zeit  
aufblühen und dann hoffnungslos  
ertrinken in dem dunklen Schoß,  
so tiefer, tiefer Müdigkeit.

Was war, was wird? — das alles stirbt im Traum  
Die Uhr tickt leise in der Nacht;  
doch fern sind wir dem dunklen Raum —  
fort trägt auf Flügeln uns der Traum  
zu Sternen, wo Erfüllung wacht.

Im Schweigen nur das Ticken einer Uhr,  
das der Sekunden rasche Flucht  
anzeigt, eh' sie ohne Spur  
hinschwänden und das Ewige nur  
sie als vollendet bricht.